

Zusammen wachsende Vielfalt Ökumenische Perspektiven

Bernd Oberdorfer¹

Wächst auch zusammen, was zusammenwächst? Franz Beckenbauer war sich seiner Sache da sicher. Auf viele Jahre hinaus, prophezeite er 1990 nach dem Gewinn der Fußballweltmeisterschaft, werde die deutsche Mannschaft unbesiegbar sein, wenn sich nach der Wiedervereinigung die Qualitäten des westdeutschen mit den Stärken des ostdeutschen Fußballs verbündeten. Zusammenwachsen konnte er sich nur als zusammen wachsen vorstellen. Bekanntlich kam es anders. Eins plus eins ist eben nur auf dem Papier immer einfach zwei und nichts als zwei. Zusammenwachsen ist kein linearer Vorgang, kein bloßes additives Zusammenschütten, das die vereinigten Komponenten unverändert lässt. Und es ist nicht von vornherein klar, was entsteht, selbst wenn von dem, was da zusammenwachsen soll, mit Recht gesagt wird, dass es zusammengehört. Zusammenwachsen ist nicht notwendig ein zusammen Wachsen. Wenn man sich zu nahe kommt, kann man sich beim Wachsen auch gegenseitig behindern, ja am Wachsen hindern. Auch Bäume brauchen ja Platz zum Wachsen. Eine Umarmung kann auch ersticken.

In der Christenheit ist es eigentlich ziemlich klar, dass sie zusammengehört. So wie es nur einen Christus gibt, so kann es auch nur eine Kirche Jesu Christi geben. Der Paulusschüler, dem wir den Epheserbrief verdanken, hämmert es seinen Leserinnen und Lesern geradezu ein: „*ein* Leib und *ein* Geist, wie ihr auch berufen seid zu *einer* Hoffnung eurer Berufung; *ein* Herr, *ein* Glaube, *eine* Taufe; *ein* Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen.“ (Eph 4,4-6) Und er begründet darauf die Mahnung: „Seid darauf bedacht, zu wahren die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens“ (Eph 4,3) Er schickt allerdings auch den Stoßseufzer voraus: „Ertragt einer den andern in Liebe“ (Eph 4,2b). So einfach scheint es also nicht immer zu sein, es miteinander auszuhalten.

Und konfliktfrei ging es ohnehin nicht zu. Mit scharfen Worten hält Paulus den Christen in Korinth ihre innergemeindlichen Gruppenbildungen vor: „Unter euch sagt der eine: Ich gehöre zu Paulus, der andere: Ich zu Apollos, der Dritte: Ich zu Kephas [also zu Petrus], der Vierte: Ich zu

¹ Ansprache im Augsburger Hochschulgottesdienst (Semesterthema: „ZusammenWachsen“) am 5.2.2017, Augsburg, Kirche St. Moritz.

Christus.“ (1 Kor 1,12) Nicht zu überhören ist der Sarkasmus, der darin liegt, dass Christus gleichsam als ein Parteiführer unter mehreren in der christlichen Gemeinde dargestellt wird. Angesichts dessen mahnt auch Paulus pathetisch „im Namen unseres Herrn Jesus Christus, dass ihr alle mit *einer* Stimme redet“ (1 Kor 1,10). Offenbar war das alles andere als selbstverständlich, dass das gelingt. Wenn die Apostelgeschichte von den ersten Christen berichtet: „Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele“ (Apg 4,32), dann war das mehr Wunsch als Wirklichkeit. Das verbreitete Bild, dass die Christenheit am Anfang eine verschworene Gemeinschaft bildete, die sich erst nach und nach in verschiedene Gruppen, Kirchen, Konfessionen aufsplitterte, hält der genaueren Betrachtung nicht stand; schon der Anfang war vielstimmig. Von einer organisatorischen Einheit gar konnte keine Rede sein. Gleichwohl gab es natürlich das Bewusstsein elementarer Verbundenheit aller Christenmenschen, das sich etwa in der Kollektensammlung für die notleidende Gemeinde in Jerusalem konkretisierte, die Paulus auf seinen Reisen so leidenschaftlich betrieb.

Verbundenheit und Vielfalt – das war von Anfang an die produktive Spannung, die die Christentumsgeschichte bewegte. Je größer die Christenheit jedoch wurde, je weitere Kreise sie zog, je stabiler sie sich etablierte, desto mehr stellte sich die Frage, wie denn die elementare Gemeinschaft sichtbar zum Ausdruck gebracht und verbindlich gelebt werden könne. Freilich hat sich dabei kein Modell als allgemein überzeugend durchgesetzt. Die vom 2. Jahrhundert an entwickelte Idee, dass der Bischof als Nachfolger der Apostel die Einheit der Gemeinde repräsentiert und die konziliare Gemeinschaft der Bischöfe die Einheit der Kirche abbildet, hat sich zwar als enorm integrativ erwiesen, konnte aber schon in der Spätantike die Einheit faktisch nicht mehr gewährleisten – das Konzil von Chalcedon 451 führte zu Spaltungen in der „orientalischen“ Kirche, die bis heute währen – und sie verhinderte nicht, dass seit dem Mittelalter die (damals) westlichen und östlichen Hälften der Christenheit getrennte Wege gingen.

Der lateinische Westen reagierte darauf paradoxerweise mit der superlativischen Aufwertung des Papsttums als Symbol, Garant und Autorität der Einheit. Auch dieses Modell war in bestimmter Hinsicht durchaus erfolgreich, es umfasst heute ja immerhin mehr als die Hälfte der Weltchristenheit. Aber es vertiefte gleichzeitig die Distanz zur Orthodoxie, wo es mit großer Heftigkeit abgelehnt wurde und wird, und im Westen selbst war es ein entscheidender Faktor für das Auseinanderbrechen der kirchenorganisatorischen Einheit in der Reformationszeit. De facto hat das Papsttum die Kirche also mindestens ebenso sehr gespalten wie geeinigt.

Auch die Reformatoren hielten an der elementaren Einheit der Kirche Jesu Christi fest. Und auch für sie musste diese Einheit eine sichtbare sein. Sie machten diese Einheit aber fest an der Übereinstimmung im Verständnis des Evangeliums und in der Sakramentspraxis. Wo diese Übereinstimmung gegeben war, konnte kirchliche Gemeinschaft festgestellt werden, auch wenn Kirchenleitungsstrukturen, Liturgie, Frömmigkeitsstile etc. sich unterschieden. Auch dieses Modell hat sich als sehr wirkmächtig erwiesen; 500 Jahre sind ja keine ganz kurze Zeit. Und es ist ja gleichsam per definitionem hochintegrativ, weil es die Vielfalt gewissermaßen zum Programm macht, jedenfalls ein Höchstmaß an Vielfalt zu erlauben scheint, die die Einheit nicht aufhebt.

Aber zum einen hat sich natürlich auch dieses Modell nicht universal durchgesetzt. Zum anderen sind dabei die Ausdrucksgestalten der behaupteten umfassenden Einheit immer schwach ausgebildet geblieben; wirklich sichtbar wurde die Einheit kaum. Und drittens schließlich entwickelte das vermeintlich so integrative Kriterium der Übereinstimmung im Verständnis des Evangeliums faktisch ein beachtliches Ausgrenzungspotenzial: Wenn man die Ansprüche für diese Übereinstimmung sehr hoch ansetzt (und das taten namentlich die Lutheraner!), dann bleiben ‚draußen‘ relativ wenige übrig, die ihnen genügen. Luther – allein zu Haus ...

Aufs Ganze gesehen, haben wir es also nicht mit einem Mangel, sondern mit einem Übermaß an Einheitsbewusstsein zu tun. Alle betonen ja, wie wichtig ihnen die Einheit ist. Nur schließt die Weise, wie sie sie jeweils geltend machen, je unterschiedliche Andere aus. Wenn die Einheit nur zu den je eigenen Bedingungen gesucht und akzeptiert wird, dann wird sie erreicht nur durch Exklusion: Wer nicht mitmacht, gehört eben nicht wirklich dazu. Wer nicht drinnen ist, ist draußen. Wer nicht im Licht steht, steht im Dunkel. Diese Einheit spaltet.

Im Grunde war dies die Situation der Christenheit bis hinein ins 20. Jahrhundert. Dann aber trat ein Wandel ein, den man getrost als historisch bezeichnen darf. Die christlichen Konfessionen lernten, dass ‚draußen‘ nicht alles dunkel ist (und vielleicht auch ‚drinnen‘ nicht alles Licht ...). Man hörte auf, in den anderen Kirchen nichts als Ketzerei zu identifizieren. Man lernte, sie als bereichernde Erscheinungsformen des Christlichen positiv wahrzunehmen. Oder, vorsichtiger gesagt: Man lernte, in ihnen bereichernde Elemente wahrhaft christlichen Zeugnisses zu erkennen.

Der Anstoß kam bezeichnenderweise aus der Mission: Für die Überzeugungskraft des Evangeliums hatte es sich nicht unbedingt als

förderlich erwiesen, dass die Kirchen in den Missionsgebieten als sich wechselseitig schlechtredende Konkurrentinnen auftraten.

Längerfristig machten sich im Übrigen auch segensreiche Wirkungen der Säkularisierung geltend: Wenn die Kirchen nicht länger Staatskirchen sind, und wenn es auch nicht mehr so selbstverständlich wie früher ist, dass Menschen sich selber als Christen verstehen, dann bemerken die Konfessionskirchen, dass sie faktisch gemeinsam in derselben Situation stehen, dass sie sich näher sind als bisher gedacht – und dass sie einander brauchen.

Und nicht zuletzt spielte auch die Bevölkerungsentwicklung eine wichtige Rolle: Während der Augsburger Religionsfrieden von 1555 die Konfessionen befriedete, indem er sie voneinander separierte – *cuius regio eius religio* –, gibt es heute in Deutschland keine konfessionshomogenen Gebiete mehr; selbst in Altötting gibt es eine evangelische Gemeinde, und selbst in St. Peter-Ording eine katholische. Man kommt daher gar nicht mehr umhin, einander auch lebensweltlich kennen zu lernen, und man stellt dann fest, dass es in der anderen Konfession auch fromme, ihren Glauben aufrichtig lebende, warmherzige, selbstdenkende Mitchristinnen und Mitchristen sind, die nicht einfach die mitgebrachten Konfessionsklischees bestätigen, sondern diese zum Zerfließen bringen. Derartige Begegnungserfahrungen können in ihrer vertrauensbildenden Langzeitwirkung gar nicht überschätzt werden.

All dies hat eine Dynamik in Gang gesetzt, die das Zusammenleben von Christen auf allen Ebenen elementar verändert hat. Nicht ohne Grund spricht man vom „Jahrhundert der Ökumene“. Da ist in der Tat etwas zusammengewachsen, und wir sind dabei zusammen gewachsen. Denn niemand wird behaupten wollen, dass die ökumenischen Begegnungen den eigenen Glauben nicht bereichern, befruchten, vielleicht gelegentlich auch produktiv irritieren würden.

Dies gilt nicht nur für das alltagsweltliche Zusammenleben vor Ort. Es gilt auch für das Gespräch der Kirchen. In ungeahnter Dichte hat man begonnen, in ökumenischen Dialogen das Verbindende zu suchen, um in seinem Licht das Trennende noch einmal genauer daraufhin anzuschauen, ob es weiterhin als so gravierend aufgefasst werden muss, dass es Gemeinschaft verhindert. Im Protestantismus ist es dabei gelungen, die weit über 400-jährige Trennung zwischen Lutheraner und Reformierten zu überwinden, die vor allem im unterschiedlichen Abendmahlsverständnis begründet war (und die Lutheraner fühlten sich hier den Reformierten manchmal ferner als den Katholiken). Die Leuenberger Konkordie erklärte nun 1973 volle Kirchengemeinschaft zwischen diesen beiden Konfessionen. Sie leugnete die Unterschiede nicht, bezeugte aber ein so hohes Maß an Gemeinsamkeit, dass diese Unterschiede

nicht mehr als kirchentrennend gelten mussten. Seitdem (erst seitdem!) können Lutheraner und Reformierte gemeinsam Abendmahl feiern.

So weit sind die evangelische und die römisch-katholische Kirche noch nicht. Aber in den vergangenen gut fünfzig Jahren haben wir dennoch einen weiten Weg aufeinander zu zurückgelegt. Noch Anfang der 1960er-Jahre drehte und wendete sich beispielsweise ein bekannter katholischer Dogmatiker im Gespräch mit dem Magazin *Der Spiegel*, musste schließlich aber einräumen, dass eine evangelisch geschlossene Ehe nach katholischem Verständnis keine Ehe im eigentlichen Sinn, sondern nur eine „eheähnliche Gemeinschaft“ darstelle; das würde heute so nicht mehr wiederholt werden. Und 1999 ist, wenige Schritte von hier, in der Augsburger St. Anna-Kirche die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ unterschrieben worden, in der die römisch-katholische Kirche und der Lutherische Weltbund als die weltweite Gemeinschaft lutherischer Kirchen gemeinsam bekräftigten, dass die Botschaft von der „Rechtfertigung allein aus Glauben, unabhängig von den Werken“, die für Luther den Kern seiner reformatorischen Lehre bildete und im 16. Jahrhundert hochumstritten war, heute so weitgehend im Konsens ausgelegt werden kann, dass sie die Kirchen nicht mehr trennt.

Selbst das Reformationsjubiläum kann gemeinsam begangen werden. Dass vor wenigen Monaten, am 31. Oktober 2016, im schwedischen Lund die Spitzen des Lutherischen Weltbunds und Papst Franziskus zusammen einen Reformationsgedenkgottesdienst feiern konnten, ist in der Tat ein unerhörtes Ereignis. Während Katholiken lange Zeit die Reformation nur als Zerstörung der abendländischen Kircheneinheit bedauern konnten und die Protestanten sie umgekehrt nur als Befreiung der Kirche aus dem knechtenden römischen Joch feierten, äußerte Franziskus in Lund schon im Eingangsgebet Dankbarkeit für die „Gaben“ der Reformation, und die Lutheraner stimmten in die Klage ein, dass die Konflikte der Reformationszeit durch beiderseitige Versäumnisse zum anfangs von niemand gewollten Zerbrechen der kirchlichen Gemeinschaft geführt hätten.

Ihren kurzen Predigten legten sowohl der Papst als auch Generalsekretär Martin Junge Jesu Wort vom Weinstock (Joh 15,1-8) zugrunde, das wir vorhin gehört haben. Sie betonten dabei, dass heute niemand mehr die „Rebe, die keine Frucht bringt“, mit der jeweils anderen Konfession identifiziere. Sie hoben auch hervor, dass *Christus* der Weinstock ist, dem es die Reben allein verdanken, wenn sie Frucht bringen. Und sie wiesen darauf hin, dass es angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen darauf ankommt, Frucht zu bringen – und nicht darauf, sich voreinander oder gar gegeneinander zu profilieren. Nicht zufällig endete die schwedische Begegnung mit der Bekundung des Willens zu gemeinsamem diakonisch-caritativem Dienst an

und in der Welt. Fruchtbar sind die Kirchen, so kann man das lesen, nur wenn sie sich nicht auf sich selbst konzentrieren, sondern sich auf den verlassen, von dem sie ‚schlechthin abhängen‘, oder – um im Bild zu bleiben – an dem sie hängen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Ökumene heißt dann – und damit komme ich zum Schluss –, sich auch an den Früchten erfreuen, die an den anderen Reben wachsen. Und alles dafür tun, *dass* auch an den anderen Reben Früchte wachsen. Der ökumenische Weg „vom Konflikt zur Gemeinschaft“ (so der Titel einer gemeinsamen lutherisch-katholischen Studie zum Reformationsjubiläum) – dieser Weg ist in dieser Hinsicht ein Wachstumsförderprogramm. Wer nicht gegeneinander Kräfte vergeudet, kann miteinander wachsen. Den Nutzen haben die, die die Früchte genießen.